



Mein erstes Gedicht

von Werner Bergengruen

Als ich sechs Jahre alt war, verbrachten wir den Sommer bei meinem Großvater auf dem Lande. Weitab vom Herrenhause, dort, wo sich der Park in Wiesengelände verlor, hatte er meinem Bruder und mir aus Latten eine Hütte bauen lassen, die wir völlig als unser Eigentum betrachten durften. Sie hatte die Form gewisser notwendiger, aber meist nicht näher bezeichneter Lokalitäten, wie sie in alten ländlichen Haushaltungen seitab des Wohngebäudes, jenseits des Hofes oder Gartens stehen und an kalten Wintertagen der Schrecken städtischer Gäste sind. Unsere Hütte mag solche Räumlichkeiten an Größe nur um ein wenig übertrifft haben, uns indessen schien sie allen Ansprüchen Genüge zu tun: Auf dem flachen Dach flatterte eine Fahne, es gab ein Glasfenster, bunte Jahrmarktstapeten, ein Spielsachenschränkchen, und wir schlepten zu weiterer Ausstattung unbedenklich hinein, was sich nur finden und verwerten lassen wollte; ja, wir sahen es als eine bizarre Laune der schwer durchschaubaren Erwachsenen an, dass man uns zu Mahlzeiten und Nachtruhe im großen Hause zu erscheinen nötigte! Auch die nähere Umgebung der Hütte empfanden wir als uns gehörig und bezeichneten sie kurz als „das Reich“. Es gab dort einen großen Kastanienbaum und ein paar Beete, über deren unendlich kummervolle Erzeugnisse wir frei verfügen durften. Es war durchaus unser Bestreben, unsere Besitzungen zu arrondieren und unter allerlei Vorwänden fortwährend kleine Territorialgewinne zu machen. Kinder sind Imperialisten.

Eines Tages fanden wir unweit der Reichsgrenzen eine tote Maus. In diesem wesentlich unmetaphysisch gerichteten Alter sieht ein Kind, das noch nicht durch läppische Fibelverse verdorben ist, in einem toten Körper weder etwas Furchterregendes noch auch den geringsten Anlass zur Sentimentalität. Die Maus war tot, gut. Die einzige Konsequenz dieses Tatbestandes konnte die sein, dass sich die Notwendigkeit einer Beerdigung ergab. Eine Beerdigung aber setzt einen Friedhof voraus, und da man einen solchen nicht in allernächster Nähe seines Wohnhauses anlegt, so eröffnete sich uns die beglückende Notwendigkeit, die Reichsgrenzen abermals um ein Stück vorzutreiben. Wir hoben also ein Rasenstück von einigen Schritten Durchmesser aus und verbanden es durch einen schmalen Pfad mit unserem Stammlande. Rings um den Friedhof wurden Baumzweige in die Erde gesteckt, in der Mitte wurde das Grab geschaufelt, aus zwei trockenen Kiefernästchen ein Kreuz angefertigt. Blumenschmuck lag bereit.

Dann wurden die Trauergäste beschafft. Sie bestanden aus

unserem jüngsten Bruder, der sich zu dem ganzen Vorgang noch nicht zu äußern vermochte, aus dem Kindermädchen und aus Mihle und Mathild (durchaus auf der ersten Silbe zu betonen!), unseren Spielgefährtinnen und Herzensdamen, deren Vater der Gärtner meines Großvaters war. Es gelang mir, die Rolle des Geistlichen zu usurpieren und meinen Bruder in die des Totengräbers zu drängen.

Ich war sehr aufgeregt, denn es war mir klar, dass ich eine Leichenrede zu halten haben würde. Die Leidtragenden waren bereits zur Stelle, allein ich flehte um einen Aufschub und verkroch mich im Gebüsch und durchforschte hier so lange mein Inventar an Gedanken, Vergleichen, Wendungen und Metaphern, bis mein Bruder ungeduldig wurde und mir androhte, die Bestattung ohne geistlichen Beistand von sich aus vorzunehmen.

Ich rannte herbei, die kleine Leiche lag schon im Grabe, und mein Bruder machte ernsthafte und männliche Bewegungen mit der Schaufel. Ich brachte ihn zum Aufhören und begann hastig die Worte zu deklamieren, deren Anfang ich mir in meinem Gebüsch zurechtgelegt hatte und deren Fortgang sich nun – beglückender Rausch! – von selbst, nein, vom lieben Gott her mir plötzlich offenbarte. Meine Leistung machte auf niemanden einen Eindruck von ähnlich überwältigender Großartigkeit wie auf mich. Nur Mihle und Mathild hörten mir bewundernd zu, was um so anerkennenswerter war, als sie kein Wort Deutsch verstanden.

Was ich vorbrachte, waren Verse. Sie reimten sich genauso schön wie die, welche einem vorgelesen und vorgesungen wurden, und ich, ich, ich hatte sie selbst gemacht!

Nur der Anfang meiner Dichtung ist mir im Gedächtnis geblieben. Er lautete:

„Hier ruht die Maus von Meuselwitz,
sie ward getroffen von dem Blitz.“

Ich muss bemerken, dass der ganze Vorgang sich in Kurland abspielte und dass ich weder von der Existenz des Landes Sachsen noch von der des sächsischen Ortes Meuselwitz eine Ahnung hatte; vielmehr waren lediglich etymologische Gesichtspunkte, gepaart mit dem verführerischen Schimmer des Wortes „Witz“, für diese Namensgebung entscheidend gewesen. Dass ich aber, Morgensternisch gesprochen, das >>>



„raffinierte Tier“ als Opfer eines Blitzschlages hinstellte, das geschah nicht nur „um des Reimes willen“, sondern es hatte einige Tage zuvor tatsächlich ein Gewitter gegeben, auch war ich des festen Glaubens, dass die erste Leiche unseres Friedhofs aus Gründen poetischer Gerechtigkeit unbedingt eines erhaben-schauerlichen Todes gestorben sein musste.

Meine Dichtung entzückte mich dermaßen, dass ich sie den ganzen Tag über rezitierte, mir selbst oder anderen, bis sie irgendein Erwachsener endlich ohne mein Wissen zu Papier brachte, was sie übrigens vor dem Schicksal des Vergessenwerdens nicht zu retten vermochte. Allein aller Begeisterung zum Trotz kam ich nicht auf den Gedanken, dieser Vorgang des Dichtens sei nun ohne Weiteres wiederholbar. Er blieb mir durchaus an das reale Geschehnis gebunden, und allenfalls neue Funeralien hätten ihn erneut notwendig machen können; solche aber unterblieben, – ob aus Mangel an Blitzen oder an Mäusen, will ich nicht entscheiden.

Ich konnte damals noch nicht schreiben, denn in meiner glücklichen Heimat gab es keinen Schulzwang, und niemand dachte daran, sein Kind schon im Alter von sechs Jahren den Unbilden des ABC preiszugeben. Und das war gut so, denn

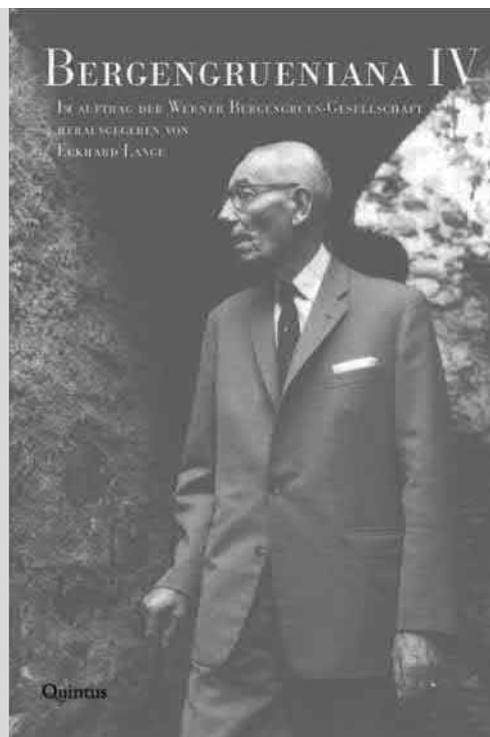
es ist keineswegs abzusehen, was alles geschehen wäre, wenn ich die arge und verführerische Kunst des Umganges mit Feder und Tinte bereits damals beherrscht hätte. So aber blieb mein erstes Gedicht für lange Zeit auch mein einziges, nämlich für zwei Jahre, und zwei Jahre haben im ersten Lebensjahrzehnt das Gewicht von zwei Menschenaltern.

Die Druckfahnen dieser kleinen Erzählung, die 1976 in dem Band *Kindheit am Wasser* (S. 25–30) im Arche-Verlag, Zürich, erschienen ist, fanden wir im Erika-Mitterer-Nachlass. Wir danken der Werner-Bergengruen-Gesellschaft e.V. sehr für die Abdruckgenehmigung. Auf der Homepage <http://werner-bergengruen-gesellschaft.de> finden sich viele interessante Informationen über Leben und Werk des Dichters und über die Aktivitäten der Gesellschaft. Wir bitten auch um Beachtung der folgenden Information über die neueste Publikation der WeBeGe – Mitgliedern der Erika Mitterer Gesellschaft wird bei Bestellung der *Bergengrueniana IV* ebenfalls der Mitgliederrabatt gewährt (Bestellung per E-Mail mit dem Hinweis „Mitglied der Erika Mitterer Gesellschaft“ an info@quintus-verlag.de).

Bergengrueniana IV

April 2019 – im Auftrag der Werner Bergengruen-Gesellschaft herausgegeben von Eckhard Lange

Der aus dem Baltikum stammende Schriftsteller Werner Bergengruen (1892–1964) wurde nach 1933 zu einem der wichtigsten Exponenten der Inneren Emigration. Aus christlich-humanistischer Haltung lehnte er den Nationalsozialismus ab, hatte nach 1945 noch hohe Auflagen, geriet jedoch ab den 1960er-Jahren mehr und mehr aus dem Blick. In seiner vierten Ausgabe setzt das Periodikum der Werner Bergengruen-Gesellschaft die in dieser Vollständigkeit noch nicht veröffentlichten tagebuchartigen Aufzeichnungen Bergengruens mit Band 3 und Band 4 des Compendium Bergengruenianum fort. Noch nicht wieder veröffentlicht sind auch die *Kuckucksgedanken* von Werner Bergengruen – ein Feuilleton, das ausgerechnet in der Ausgabe der *Wiener Neuesten Nachrichten* vom 21. April 1938 inmitten von sich überschlagenden Glückwünschen zu Adolf Hitlers Geburtstag platziert wurde. Manfred Mossmann kommentiert dieses Kuriosum und beschäftigt sich auch mit der ersten Ankündigung von Bergengruens *Großtyrann* im *Völkischen Beobachter*. Die Briefe des jungen „Rittmeisters“ Bergengruen an seine spätere Frau Charlotte Hensel aus dem Ersten Weltkrieg und bei der Baltischen Landeswehr beleuchtet erstmals Eckhard Lange. Abgerundet wird der Band mit der Dokumentation der Verleihung des Werner-Bergengruen-Preises 2017 an Zsuzsanna Gahse mit der Laudatio von Nico Bleutge und der Dankrede der Preisträgerin.



160 Seiten, 10 Abbildungen, Broschur,
Format: 14,0 x 21,0 cm, ISBN 978-3-947215-51-5
Buchhandelspreis: 25,00 Euro (D) / 25,70 Euro (A),
Vorzugspreis für Mitglieder der WeBeGe: 15,00 Euro (D) / 15,40 Euro (A)